

Die Ordensinstitutionen zwischen Berufung und Arbeitsrecht : die Schwestern gehen - die Kosten steigen

Autor(en): **Rizzi, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **73 (2002)**

Heft 12

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-813113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Ordensinstitutionen zwischen Berufung und Arbeitsrecht

DIE SCHWESTERN GEHEN – DIE KOSTEN STEIGEN

Von Elisabeth Rizzi

Die Blütezeit der Ordensinstitutionen begann in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Schwestern und Brüder gründeten Schulen, Spitäler und Heime. Mehr als ein Jahrhundert später fehlt den christlichen Häusern an vielen Orten der Nachwuchs. Immer mehr Institutionen müssen schliessen oder die Leitung in weltliche Hand übertragen.

«Am Anfang war abends eine grosse Leere», erzählt Schwester Angela. «Früher haben wir Tag und Nacht mit den Kindern zusammengelebt – fünf Tage in der Woche. Erst der neue Heimleiter führte Pikett-Dienst ein.» Dann sass Schwester Angela in ihrem Zimmer – alleine. Und mit der Einsamkeit kam die Leere. Mit über fünfzig Jahren erlebte sie zum ersten Mal Feierabend. Eigentlich hatte Schwester Angela Missionarin werden wollen. Stattdessen wurde sie Heimerzieherin. Heute empfindet sie den Beruf als Berufung.

120 Jahre hatten Schwestern in Altstätten SG das *Kinder- und Jugendheim Bild* geführt. Dann kam zum ersten Mal ein weltlicher Heimleiter. Neue Bestimmungen des Kantons brachten geregelte Arbeitszeiten. Angela war die letzte Schwester im Betrieb. «Das Loslassen und Übergeben viel mir anfangs nicht leicht», sagt sie. Seit über dreissig Jahren arbeitet Schwester Angela mit Kindern und Jugendlichen.

1968 wurde zum Schlüsseljahr

Ordensschwestern, die mit dem Loslassen Schwierigkeiten haben, begegnen Schwester Uta Teresa jeden Tag. Nach Menzingen ZG kommen sie als Pensionierte. Die Leere befällt jene, die ihren Lebenssinn ausschliesslich in der Arbeit

suchten – Schwestern die ein Leben lang krampften.

Schwester Uta Teresa hat die Leere nicht selbst erlebt. Die Frau empfängt Besucher in Zivil. Sie studierte Geschichte, Germanistik und Theologie. Die letzten zehn Berufsjahre führte sie das *Freiburger Collège Sainte-Croix*. Zurück im Menzinger Mutterhaus übernahm sie die Leitung des Seminars. Heute ist sie Archivarin.

Ausserhalb von Menzingen besitzen die Schwestern heute keine Institutionen mehr. Heute sind Heime und Schulen geschlossen oder privaten Trägerschaften überlassen. «1968 war das Schlüsseljahr», sagt Schwester Uta Teresa. Seither leidet der Orden unter zunehmendem Nachwuchsmangel – wie alle christlichen Kongregationen. «Die Mentalitäten haben sich verändert. Die Frauen haben ein neues Selbstbewusstsein entwickelt», meint sie. In den Achtzigerjahren begann das Institutionensterben. Die wenigen jungen Schwestern vermochten die alten nicht mehr zu ersetzen.

Vor allem Kinderheime müssen schliessen

Zu Relikten einer vergangenen Zeit wurden die noch verbliebenen Ordensinstitutionen. Auf der Anhöhe über *Uznach*



Uznach: Schwester Lucie (links) und Schwester Angela (rechts) hoffen mit ihren Heimkindern auf eine Zukunft in anderer Form.

SG erhebt sich ein Bau aus der letzten Jahrhundertwende – das Zuhause von neunzehn Kindern und Jugendlichen. Ihre Zukunft ist ungewiss. Das *Heim Speerblick* wird im Jahr 2004 geschlossen.

Ruedi Kern, der Präsident des Verwaltungsrates, und Schwester Lucie kämpfen hier für das Weiterbestehen eines Teils des Heimes als Wohngruppe. Die örtliche Bevölkerung steht hinter ihnen. Seit sieben Jahren leitet die *Ingenbohler Schwester* die Institution. «Viele Kinderheime wurden in den letzten Jahren geschlossen», erzählt Schwester Lucie. Denn die Schwestern mit ihren bescheidenen Löhnen hielten die Kosten tief. Doch mit jeder weltlichen Angestellten mehr, kam es zu gewaltigen Mehrkosten. Auch im *Speerblick* haben sich die Personalkosten im letzten Jahrzehnt verdoppelt. Die Kostenexplosion trifft vor allem Kinder- und Jugendheime in ihrer Existenz. Denn anders als bei Behinderten- oder Altersinstitutionen erhalten sie keine Bundesgelder. Eine frühzeitige Nachfolgeregelung ist deshalb nötig. Gelungen ist sie im *Heim Bild*. Im *Speerblick* hofft man noch. «Das Personal und die Kinder sind zuversichtlich für einen Neubeginn in anderer Form», sagt Schwester Lucie.

Nähe schweisst zusammen

Sind steigende Kosten Indikator für einen Wertewandel? Schleichend wurde Laienpersonal in Ordensinstitutionen zur Übermacht. Oft prallen zwei Weltbilder aufeinander. «Viele ältere Schwestern missbilligten früher die Laien», erinnert sich Schwester Uta Teresa. Das Wort machte die Runde: Laien wollen nur ihren Unterrichtsstoff vermitteln. Schwestern dagegen interessieren sich für die Person der Jugendlichen. Und Laien sagten: Die Schwestern sind weltfremd. Unaufgeräumte Schulzimmer gegen fleissige Ordnungsliebe. In der Übergangphase des *Freiburger Mädchengymnasiums* wurden Kleinigkeiten zum Kapitaldelikt – an beiden Fronten.

Konfrontationen auch im Altersheim. Im *Berner Viktoriaheim* leben nebst 42 pflegebedürftigen Schwestern auch 50 weltliche Betagte. Gepflegt werden sie ausschliesslich von weltlichem Personal.

Eine weltliche Direktorin führt den Betrieb. Eine *weltliche Wohnbereichsleiterin* und die *Oberin Schwester Elia* sind Mitglieder der Heimleitung. «Die betagten Schwestern hatten in der Übergangsphase grosse zwischenmenschliche Probleme», sagt Schwester Elia. Viele Schwestern kamen selbst aus dem Pflegeberuf und hatten andere Werte verinnerlicht – andere als die weltlichen Pflegerinnen. Zu akzeptieren, dass auch Laienpersonal gute Arbeit leistet, war ein langer Prozess.

Mittlerweile bieten die Kongregationen Kurse an für die Konfliktbewältigung zwischen Schwestern und weltlichem Personal. Schwester Lucie hat sie besucht. Aber Schwester Lucie hat schon in ihrer ganzen Laufbahn mit Nichtordensmitgliedern gearbeitet. «Laien machen ihre Arbeit genauso gut wie Schwestern», meint sie. Aber bei Schwestern entsteht oft eine tiefere Beziehung. Schwestern tragen nach Schichtende nicht zusätzlich Verantwortung für eine eigene Familie. Schwestern bleiben lange am gleichen Arbeitsort. Manche Kinder hat Schwester Lucie als Einjährige aufgenommen und als Fünfzehnjährige weggegeben. Die lange Nähe schweisst zusammen. Das spürt Schwester Lucie, sagt sie. Die Familien haben grosses Vertrauen. Und beim Abendessen wollen viele Kinder immer neben ihr sitzen. Nähe schweisst zusammen. Die Leere, abends, in Schwester Angela, fühlten auch die Kinder am Tisch.

**Schwestertracht:
kein Garant für Ethos**

Pflegen und Erziehen können die Weltlichen genau so gut wie Ordensmitglieder, beobachtet Schwester Lucie. Aber Schwestern haben mehr Zeit, weil ihr Beruf Berufung ist – oft zumindest. In

gemischten Pflegegruppen wird das manchmal zum Problem. Neid kann wachsen. Neid auf jene Pflegerin, die so beliebt ist und nicht besser pflegt als alle anderen.

«Ist es überhaupt noch unser Auftrag, Heime und Spitäler zu führen?» Die Diakonisse *Schwester Ursula* sieht die Zeichen der Zeit als Zeichen des Wandels. Zehn Institutionen besitzen die *Diakoniewerke der Schweiz* noch. Laufend werden weitere fusioniert, geschlossen oder der Öffentlichkeit übergeben. Früher gab es keine Öffentlichkeit, die Bedürftige, Kranke und Alte pflegte, sagt Schwester Ursula. Heute bilden die Diakonissen nicht mehr alle der wenigen Novizinnen zur Krankenpflege aus. Es gibt genug weltliche Häuser und weltliche Pflegerinnen, meinen die Diakonissen.

Es gibt genug weltliche Häuser und weltliche Pflegerinnen. Aber mit ihnen hat sich das Berufsbild verändert. «Früher», sagt Schwester Uta Teresa, «wurden Patienten vielleicht ganzheitlicher betrachtet.» Heute geht ein Mensch mit Fachwissen zu einem Patienten mit einem bestimmten Krankheitsbild. Sachliches Interesse prägt die Behandlung. Schwester Uta Teresa sieht darin auch Positives: «Die letzten 30 Jahre haben uns einen gewaltigen Zuwachs an psychologischen Methoden gebracht, die unser Menschenbild bereichern. Vor 1970 sprach man religiös von Seele. Heute spricht man von Körper, Psyche und Geist. An Körper und Psyche sind wir den Tieren verwandt. Erst der Geist unterscheidet uns.»

Dass Schwestern besser mit den Themen Tod und Sterben umgehen können, glaubt sie nicht. Die Schwestertracht sei kein Garant für Ethik. «Ethos ist etwas allgemein Menschliches, nichts ausschliesslich Christliches oder Religiö-



Menzingen: Schwester Uta Teresa: «Ethos ist etwas allgemein Menschliches.»

ses. Deshalb ist Gott in uns selbst», sagt Schwester Uta Teresa. Und ebenso kann jedes Gedankengebäude zur Ideologie werden, zu einem Instrument von Macht und Prestige, wenn man damit nicht mehr kritisch umgeht. Auch die Psychoanalyse, die Marktwirtschaft, eine bestimmte Heilmethode oder eine Glaubenslehre. «Kritisch sein heisst: Das überkommene Denken an der Erfahrung prüfen», meint Schwester Uta Teresa.

**Gemeinsam beten
mit anderen Kulturen**

Am Anfang war abends eine grosse Leere. Heute denkt Schwester Angela mit Freude an die Zeit im Bild zurück. Heute freut sie sich über die neu gewonnenen freien Stunden. Heute erzieht sie Kinder und Jugendliche auf der Anhöhe über Uznach, in einem Bau aus der letzten Jahrhundertwende. Schwester Lucie gibt ihr zwei Tage in der Woche frei und vier Wochen Ferien im Jahr.

Das Kruzifix im Wohnzimmer, die Marienbilder sind die einzigen Hinweise auf ein christliches Haus. Schwester Lucie sagt: «Wir möchten durch unser <Sein> ethische Werte und das Vertrauen in Gottes Hand geborgen zu sein vermitteln.» Schwester Lucie und Schwester Angela bekehren ihre Kinder nicht. Schon lange wohnen Kinder aus allen Kulturen im Heim. Zehn Muslim-Kinder hatte Schwester Lucie schon in einer Gruppe. Da ging sie zum Imam. Und er zeigte ihr, wie Muslime beten. Gemeinsam beteten die Kinder aus allen Kulturen. Und aus jeder Kultur flossen Rituale ein ins Gebet. Und die Muslime mussten kein Schweinefleisch essen. Zu Relikten einer vergangenen Zeit wurden die noch verbliebenen Ordensinstitutionen. Wenn es für sie ein Morgen gibt, wird es unvergleichbar sein mit dem Gestern.

Kongregationen in der Schweiz

Der Begriff Kongregationen heisst wörtlich Vereinigung. Als Kongregationen werden aber unter anderem auch jene Ordensgemeinschaften bezeichnet, deren Mitglieder sich pädagogischen, pflegerischen oder sozialen Diensten widmen. Die Schwestern und Brüder legen die Gelübde von Armut, Keuschheit und Gehorsam ab und leben üblicherweise in Gemeinschaften. Sie unterstehen einem Generaloberen bzw. einer Generaloberin und verteilen sich geographisch auf verschiedene «Provinzen». Von ihren Oberen können sie an einen fast beliebigen Arbeitsplatz versetzt werden, so lange dieser ihren beruflichen Fähigkeiten entspricht. Ihren geschichtlichen Ursprung haben die Kongregationen in den Laiengemeinschaften des Spätmittelalters, etwa in den Beginen, die in Gebet und tätiger Nächstenliebe ein bewusst christliches Leben führten. Einige Kongregationen gehen ins 17. oder ins 18. Jahrhundert zurück. Die meisten wurden im 19. Jahrhundert gegründet und erlebten zwischen 1850 und 1950 ihre Blütezeit. Kirchenrechtlich wurden die Kongregationen erst 1917 erfasst. Es gibt wesentlich mehr Frauengemeinschaften als Bruderschaften. Für die Schweiz am wichtigsten sind die Ursulinen und die Schwestern von Baldegg, Ingenbohl und Menzingen. (Schwester Uta Teresa Fromherz)